

Wo mein Herz schlägt



ISRAEL Unser Autor ist in einem Kibbuz aufgewachsen und lebt seit 20 Jahren in Deutschland. Nach dem 7. Oktober ist er in seine verwundete Heimat gereist – die ihm nah und fern zugleich ist. *Von Meron Mendel*

Die 16-jährige Maya holt das Küchenmesser aus dem Kleiderschrank und hält es fest: »Das war unser Notfallplan.«

Wir stehen im Schutzraum des Hauses ihrer Eltern in Netiv HaAsara. Genauer gesagt, in dem Gebäude, das einmal ihr Zuhause war, bevor sie in der Nacht vom 7. Oktober mit ihrem Vater fliehen musste. Das Messer sollte die letzte Rettung sein, falls die Terroristen eindringen. Draußen hörten sie die Explosionen der Raketen und Handgranaten, all die Schüsse. Sie hörten, wie ein Terrorist mit einem Gleitschirm auf der Terrasse des Nachbarhauses landete. Erst nach zehn Stunden wurden sie befreit.

Ein deutsches Küchenmesser. Zwilling, 20 Zentimeter, aus Stahl. Das Messer war ein Geschenk, das ich Mayas Vater Itai, meinem Studienfreund, zu seinem 45. Geburtstag aus Frankfurt mitgebracht hatte. Itai und ich hatten schon immer Spaß daran, gemeinsam zu kochen. Niemals hätte ich mir ausmalen können, dass genau dieses Messer einmal zur Selbstverteidigung gegen Terroristen nötig werden könnte.

Ich wandere mit Itai und Maya durch ihr verlassenes Dorf. Kein israelischer Ort liegt näher am Gazastreifen. Sie zeigen mir die Todesroute der Terroristen, markiert durch gesprengte Eingangstüren und verbrannte Häuser. Zwanzig ihrer Nachbarn wurden an diesem schwarzen Schabbat ermordet. Maya und Itai leben jetzt bei Verwandten in einem Kibbuz bei Eilat, es sind fünf Stunden Autofahrt von Netiv HaAsara.

Inzwischen ist Mayas Mutter Tini auch bei ihnen. Am 7. Oktober war sie zu Besuch in Deutschland, bei ihrer Familie. Tini ist Deutsche, Itai ist Israeli. Ob die israelisch-deutsche Familie jemals in ihr Haus in Netiv HaAsara zurückkehren wird? Itai spricht von der Sehnsucht nach seinem Geburtsort, er kann sich nicht vorstellen, anderswo zu leben. Für Tini hingegen kommt eine Rückkehr ins Dorf aktuell nicht infrage. »Es war alles total sicher, dachten wir. Und es hat sich herausgestellt, es ist nicht sicher, es ist überhaupt gar nicht sicher.« Ein Trauma, das bleibt.

In den Medien sind die Bilder der Gewaltexzesse der Terroristen gegen

Familien in den Kibbuzim schon fast in Vergessenheit geraten. Mord, Folter und Vergewaltigungen an jungen Menschen auf dem Musikfestival Supernova oder die Vorführung von getöteten oder verletzten Frauen in den Straßen von Gaza – sie sind ersetzt worden durch Horrorbilder des Leids der Zivilbevölkerung in Gaza.

Wie sehr ich mir wünsche, die Bilder vom 7. Oktober zu vergessen – und sei es nur für einige Stunden! Dieses Privileg habe ich, in Israel geboren und seit mehr als zwei Jahrzehnten in Deutschland lebend, nicht. Die Welt steht seitdem für mich still. Ich denke an die Freunde, von denen ich nicht Abschied nehmen konnte. An Shachar, die sechs Tage nach ihrem 50. Geburtstag zusammen mit ihrem Mann ermordet wurde. An ihren Sohn Rotem, den sie in mütterlichem Instinkt mit ihrem eigenen Körper vor den Schüssen der Terroristen geschützt hat. An die 19-jährige Naama Levy, die in diesen Tagen noch in der Gewalt der Hamas ist. Werde ich sie jemals wiedersehen?

Über Tage und Wochen versuche ich das Unbegreifliche zu begreifen.

Mendel, Jahrgang 1976, ist Direktor der Bildungsstätte Anne Frank in Frankfurt am Main. Er ist Autor des Buchs »Über Israel reden. Eine deutsche Debatte«.



Betrete ich unser Wohnzimmer in Frankfurt, stelle ich mir die Familien in den Kibbuzim vor, die von den Hamas-Terroristen am Esstisch überfallen wurden. Mit jedem Blick auf meine eigenen Kinder denke ich an jene Kinder, die von der Hamas als Geiseln verschleppt wurden.

Schon am Abend des 8. Oktobers erwische ich mich dabei, wie ich im Internet nach einem Flug nach Israel suche. Dafür gibt es keine rationale Erklärung. Nützlich hätte ich mich dort sowieso nicht machen können. Zu weit zurück liegen meine Jahre in der Armee, als Soldat bin ich untauglich. Bestimmt wäre ich allen nur zur Last gefallen. Das sind zumindest die Argumente, die mich einige Wochen in Deutschland halten. Bis ich irgendwann doch in ein Flugzeug steige. Ich will dort sein, wo mein Herz schlägt, bei den Menschen in Israel.

Mein letzter Besuch ist zu diesem Zeitpunkt genau ein Jahr her. Ein Jahr, das meine Familie und Freunde in Israel neu geformt hat. Während bei mir der Alltag seinen Gang ging, wurden sie alle aus ihrem Alltag gerissen. Ich versuche mir vorzustellen, was ihnen alles in diesem Jahr schon widerfahren ist. Neun Monate lang gingen meine Eltern, Geschwister und Freunde jede Woche auf die Straße, um gegen die sogenannte Justizreform von Premier Benjamin Netanyahu zu kämpfen, für die Demokratie.

Und jetzt, so sagen sie, kämpfen sie um ihre Existenz und um die Existenz ihres Landes. Fast könnte man meinen, es sei der zweite Unabhängigkeitskrieg, um den es hier geht.

Ich habe dieses Schicksalsjahr aus Frankfurt verfolgt, wo ich seit zwanzig Jahren lebe. Mit der Zeit hat sich mein Blick auf Israel und die Menschen dort verändert. Er wurde immer distanzierter. Vielleicht hat sich sogar eine gewisse Arroganz bei mir eingeschlichen. Jedes Mal, wenn ich von Israel zurück nach Deutschland kam, beschwerte ich mich – nicht nur über die Politik, sondern auch über die Lautstärke oder den aggressiven Fahrstil der Israelis. Einige alte Freundschaften sind eingeschlafen. Meine israelische Identität veränderte sich, je deutscher ich wurde.

Ankommen

Bin ich hier noch zu Hause? Das frage ich mich, als ich am 20. November in Tel Aviv lande. Doch mit dem ersten Schritt habe ich das Gefühl: Hier bin ich richtig. Mein innerer Stillstand, der seit sechs Wochen anhält, synchronisiert sich auf einmal mit dem äußeren Stillstand einer ganzen Gesellschaft.

Überall in der Empfangshalle des Flughafens prangen die Gesichter der Geiseln. Unter ihnen erkenne ich das lächelnde Gesicht von Naama, braune Haare, verträumter Blick. Das letzte Lebenszeichen von ihr war ein Kurzvideo aus Gaza. Naama ist gefesselt, wird aus einem Jeep gezerrt, die Hose blutverschmiert.

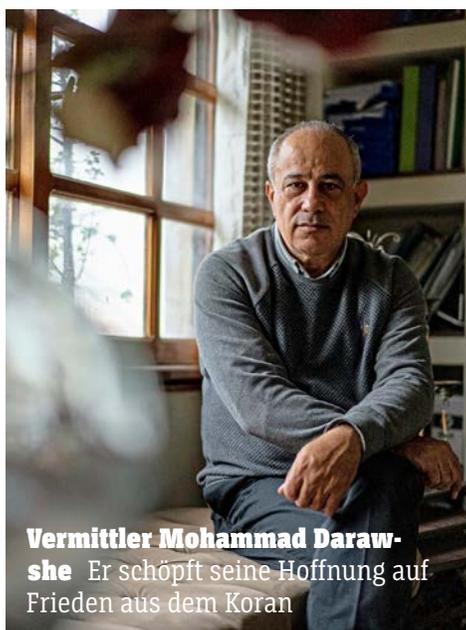
Ich stehe in der Ankunftshalle und muss an Shaul denken, Na'amas Großvater. Ich muss jünger gewesen sein als Naama heute,



Jugendfreundin Avital Benshalom Sie leitet seit sieben Jahren eine jüdisch-arabische Schule



Eltern David und Hafifa Mendel »Wir konnten die Nachrichten nicht mehr aushalten«



Vermittler Mohammad Darawshe Er schöpft seine Hoffnung auf Frieden aus dem Koran

als ich ihn, den Freund meines Vaters, kennenlernte. Er und mein Vater nahmen mich damals auf eine Mountainbike-Tour durch die Wüste mit. Als ich Shaul zwei Tage nach meiner Ankunft in Beer Scheva treffe, schaut er mich unter dem Baseballcap mit dem gleichen sanften, warmen Blick an, den auch seine Enkeltochter hat. Die Augen schwer vor Trauer und Sorge.

Shaul ist 82 Jahre alt, er wurde in Jerusalem geboren, seine Großeltern kamen Ende des 19. Jahrhunderts aus dem Jemen, er kämpfte im Sechstage- und Jom-Kippur-Krieg; er wurde für eine heroische Rettung von verwundeten Kameraden geehrt. Wir treffen uns an einer Kreuzung, wo er bis zum 7. Oktober allwöchentlich gegen die Regierung Netanyahu demonstrierte. Jetzt steht er dort jeden Tag in der Abenddämmerung, das T-Shirt mit dem Foto von Naama bedruckt und der englischen Aufschrift: »A peace seeker and triathlete«. Im Frühling hatte er mit seiner Enkeltochter noch einen Triathlon gemacht.

Nun erzählt er mir, dass er am Vortag von einem fünftägigen Marsch durch das Land zurückgekommen ist. Zusammen mit den Großeltern anderer Geiseln war er von Jerusalem bis an den Zaun zum Gazastreifen gelaufen. 120 Kilometer. »Nehmt uns, gebt uns die Enkel zurück«, hatten sie gerufen. Ein Akt der Verzweiflung. Auf der Suche nach den richtigen Worten breche ich in Tränen aus. Shaul umarmt mich und flüstert: »Wir müssen stark bleiben.« Er atmet ein, schaut mir in die Augen und fügt hinzu: »Es gibt Hoffnung auf Frieden. Nein, keine Hoffnung, eine Gewissheit! Dass wir zurückfinden werden, zu unserem Weg.«

Stärke und Schwäche werden üblicherweise als Gegensätze verstanden. Hier in Israel, am Ende des Jahres 2023, bilden sie eine seltsame Harmonie, ergänzen sich ständig. Nicht nur das Massaker und der Krieg, sondern auch die Monate davor – die Proteste gegen Netanjahus ultranationalistische Regierung – haben Spuren in der kollektiven Seele hinterlassen. Es kommt mir vor, als hätte sich die Hornhaut der gesamten Gesellschaft aufgelöst. Ich merke, dass es mir guttut, diese Verletztheit zu spüren.

Im Kibbuz

Ich fahre nach Hause. Zum Kibbuz Mashabei Sadeh, wo ich aufgewachsen bin, in Israels Süden, rund 110 Kilometer von Tel Aviv entfernt, 50 Kilometer vom Gazastreifen. Südlich von Beer Scheva verändert sich die Landschaft: nur noch die Zelte und Blechhütten der Beduinen sind auf den kargen, hellbraunen Hügeln zu sehen. Wir biegen ab und fahren in die grüne Oase meiner Kindheit. Ein Jahr lang habe ich meine Eltern nicht gesehen. Ich betrete die alte Wohnung, alles wie im letzten Jahr, aber doch nicht ganz. Es fallen mir Kleinigkeiten auf: Ein neues Bild hängt im Wohnzimmer. Die Hand meines Vaters zittert, wenn er die Suppe ausschenkt. Die



Lehrerin Benshalom im Klassenzimmer in Beer Sheva: mit weiteren Schmuckzeilen und fester Höhe des Texttrah-

Schritte meiner Mutter sind kürzer (oder bilde ich mir es nur ein?). Und ja, der Fernseher ist weg. »Wir konnten die Nachrichten nicht mehr aushalten«, erklärt mir meine Mutter knapp.

Ich trete auf den schmalen, aus Beton gegossenen Gehweg im Kibbuz. Früher sind wir hier barfuß gelaufen. Das Kibbuz hat sich nicht groß verändert, nur die Menschen sind älter geworden. Mir läuft Ann entgegen, die Mutter einer Klassenkameradin, sie umarmt mich herzlich. Sie ist Anfang der Siebzigerjahre als Freiwillige aus den Niederlanden nach Israel gekommen, um bei der Orangen- und Avocado-Ernte zu helfen. Dann verliebte sie sich in einen Juden marokkanischer Abstammung, und die beiden ließen sich im Kibbuz nieder.

Sie macht sich Sorgen um ihren Sohn im Reservedienst, aber auch um die Menschen in Gaza. »Verstehst du? Die Menschen in Gaza sind Geiseln der Hamas, so wie wir das auch sind. Wenn die Hamas-Leute vor dir stehen und sagen: »Entweder machst du mit oder wir schießen dich tot«, was sollen sie tun?« Einfache Sätze, die menschliche Größe beweisen.

In diesen Tagen ist Empathie mit den Menschen in Gaza selbst hier, im Kibbuz, wo die Friedensbewegung zu Hause ist, selten zu finden. Das Ausmaß an eigenem Schmerz ist so groß, dass nur wenige es schaffen, Mitgefühl mit den Zivilisten in Gaza zuzulassen. In den israelischen Medien

werden die Bilder der palästinensischen Toten und Verletzten fast komplett ausgespart. Die Forderung nach einem sofortigen Waffenstillstand wird aktuell nur von einem Bruchteil der Bevölkerung unterstützt. Es hat fast zwei Monate gedauert, bis etwa 100 Menschen eine erste Friedensdemonstration in Tel Aviv veranstalteten.

Zusammenhalt in der Kriegszeit

Die Rufe nach einem Waffenstillstand, wie sie in Deutschland recht schnell erklangen, kommen hier manchen wie Hohn vor. Sie sind nur am Rande der Gesellschaft zu hören. Hinter der Auffassung, dass der aktuelle Krieg unumgänglich ist, stehen nicht nur konservative oder rechte Israelis. Auch der Großteil der Linken, die sich vor dem 7. Oktober für die Menschen in Gaza einsetzten, sehen keine Alternative dazu. Die große Mehrheit scheint auf den ersten Blick vereint.

Einem Satz kann man nicht entkommen: »Yachad nenatzeach« (»Gemeinsam siegen«). Er steht überall: auf Werbeplakaten, auf digitalen Screens entlang der Autobahn, sogar auf der Verpackung der gesalzenen Mandeln, die ich im Kiosk für 18 Schekel erwerbe. Im Fernsehen werben israelische Firmen mit dem Satz für ihre Produkte. Und kaum ein Schlagersänger, der die Parole nicht schon zum Refrain eines neuen Songs gemacht hätte. Ich kann den Wunsch nach einem Sieg verstehen. Aber ich

frage mich: Was genau ist mit Sieg gemeint? Jeder scheint mir eine andere Antwort zu geben. Im Speisesaal des Kibbuz treffe ich Ann und ihren Mann beim Mittagessen. Für ihn ist klar, dass der Krieg zu Ende ist, wenn alle Hamas-Leute getötet oder festgenommen worden sind. Anns Blick ist skeptisch. Seit dem 7. Oktober ist der Speisesaal geteilt: Auf der einen Seite essen die Kibbuz-Angehörigen, auf der anderen Seite die Flüchtlinge aus dem Gebiet um den Gazastreifen. Dazwischen sitzen Soldaten, die sich hier offenbar auf den Einsatz vorbereiten. Auf beiden Seiten dominiert die aktuelle Lage das Gespräch. Man berät über militärische Taktik, spekuliert über die Situation der Geiseln oder über die Frage, wie lange der Krieg noch dauern wird. Jeder scheint hier Militärexperte zu sein.

Der Speisesaal ist das Nervenzentrum des Kibbuz. Hier findet bis heute die wöchentliche Generalversammlung des Kollektivs statt, die Asefa. Früher wurden bei der Asefa alle großen und kleinen Entscheidungen getroffen. Der Legende nach wurde der Name des ersten im Kibbuz geborenen Kinds per Abstimmung aller Mitglieder bestimmt. Jedenfalls kann ich mich noch an die Diskussionen erinnern, als ein Freund die Genehmigung zum Philosophiestudium beantragt hatte. Seinem Antrag wurde nicht entsprochen, stattdessen riet ihm das Kollektiv, eine Ausbildung an der Landwirtschaftshochschule zu absolvieren.

Einmal wurde auch ich vor die Asefa zitiert – nachdem ich mit dem Traktor zu schnell durch das Kibbuz gefahren war. Ich erinnere mich, dass ich als Jugendlicher eine Palästinaflagge in meinem Zimmer aufgehängt hatte. Der zuständige Jugendleiter bat mich lächelnd um eine Erklärung, aber vor die Asefa wurde ich dafür nicht bestellt. Ich kann mir nicht vorstellen, dass heute auch nur in einem einzigen Zimmer des Kibbuz eine Palästinaflagge hängt.

Als Kinder waren wir im Sommer öfter am Strand von Gaza, das damals noch von Israel besetzt war. Gemeinsam mit palästinensischen Kindern haben wir im Sand gespielt, die heute bestimmt eigene Kinder haben. Haben sie die Bombardierungen überlebt? Leiden sie jetzt an Hunger und Kälte? Erinnern sie sich daran, damals mit israelischen Kindern am Strand gespielt zu haben? Oder waren unter ihnen solche, die am Massaker vom 7. Oktober beteiligt waren? Auch wenn ich es nie herausfinden werde, lassen mich diese Fragen nicht los.

Als Jugendlicher hängte ich eine Palästinaflagge auf. Der Jugendleiter bat mich lächelnd um eine Erklärung.

Die israelische Friedensbewegung, die zu meiner Jugendzeit Hunderttausende mobilisiert hat, lag schon lange im Sterben. Die Ergebnisse der Wahl Ende 2022 dürfen als ihre Todesurkunde gelesen werden: Die Arbeiterpartei, die das Land in den ersten drei Jahrzehnten regiert hat, erhielt kaum vier Prozent der Stimmen, die linke Meretz-Partei schaffte es nicht mal mehr in die Knesset.

Vor einem Jahr hing die düstere politische Lage wie eine Wolke über meinem Besuch. Ich erinnere mich an die Begrüßung meiner Jugendfreundin Avital: »Winter is coming« zitierte sie trocken den allgegenwärtigen Satz der HBO-Serie »Game of Thrones«. Mit dem Wetter hatte ihr nüchterner Pessimismus nichts zu tun, sondern mit der Angst, was mit dem Land unter einer Regierung von Ultranationalisten und Ultraorthodoxen passieren wird. Dass es zu einer Regierungsbildung unter Benjamin Netanyahu kommen würde, war bereits schreckliche Gewissheit. Als ich mich heute, ein Jahr später, wieder mit Avital in Sde Boker treffe, erinnere ich sie an ihre Vorhersage.

Avital leitet seit sieben Jahren eine jüdisch-arabische Schule in Beer Scheva. Eigentlich sollte man *die* jüdisch-arabische Schule sagen, denn sie ist die einzige ihrer Art im Süden Israels. Die meisten Kinder in Israel hätten nicht die Gelegenheit, jemanden zu treffen, der anders ist, erklärt

Speisesaal des Kibbutz Mashabei Sadeh: Hier findet die wöchentliche Generalversammlung statt

Avital. Nicht nur Juden und Araber. Das Schulsystem spaltet auch innerhalb der jüdischen Bevölkerung. Es gibt Schulen ausschließlich für säkulare, solche für orthodoxe und sogar solche für ultraorthodoxe Kinder. Ein Schulsystem, das die Ängste vor dem »Anderen« verstärkt, statt Vorurteile abzubauen. Es ist so normal, dass kaum jemand es in Frage stellt.

Erst Jahre später verstand ich, wie ich selbst von der Logik der Segregation geprägt war. Erst im Gymnasium, als ich Freunde fand, die sich so sehr für Politik interessierten wie ich, unternahmen wir etwas gemeinsam mit gleichaltrigen Palästinensern. Als wir erfuhren, dass dort regelmäßig Begegnungen zwischen arabischen und jüdischen Schülern stattfanden, kontaktierten wir das Dorf Neve Shalom (»Oase des Friedens«) bei Jerusalem. Am Ende durfte eine handverlesene Gruppe unseres Jahrgangs für eine Woche hinfahren. Ich entsinne mich noch, wie konfliktgeladen die Begegnung war. Die Tatsache, dass wir kein Arabisch sprachen, wurde als mangelnder Respekt gesehen. »Warum müssen wir mit euch eigentlich Hebräisch sprechen?«, fragten sie uns. »Lernt doch mal Arabisch!«

In der Schule von Avital läuft es ganz anders. Die Kinder wachsen schon ab dem Kindergarten gemischt auf, lernen Hebräisch und Arabisch gleichermaßen. Juden und Araber machen gemeinsame Erfahrungen,

sie spielen, streiten, ärgern sich, weil sie keine Lust auf Mathematik haben, oder besuchen sich gegenseitig. Es entstehen Freundschaften, die sich im Erwachsenenalter fortsetzen. Das jedenfalls ist die Hoffnung.

Avital führt mich durch ihre Schule. Eine kleine Kinderschar rennt auf uns los. Ich schaue auf sie und kann nicht unterscheiden, wer von ihnen jüdisch oder palästinensisch ist. Avital hört allen zu und versucht zu helfen. Zwei Schüler beklagen sich, dass die Nachbarklasse den Fußball entwendet hat, eine Schülerin muss heute früher nach Hause, und ihre Freundin will nur fragen, wer ich bin. Eigentlich eine ganz normale Schule. In Israel eine Kuriosität. Avital spricht von dem Privileg der Kinder, nicht hassen zu müssen. Doch auch hier gab es nach dem 7. Oktober bittere Kontroversen. Jüdische Lehrkräfte erwarteten, dass ihre palästinensischen Kollegen sich von der Hamas distanzieren. Die Palästinenser fühlten sich unter Generalverdacht gestellt. Auch im Paradies kann es manchmal stürmisch sein.

Palästinenser mit israelischem Pass

Palästinenser in Israel haben es seit dem 7. Oktober besonders schwer. Nicht, dass es jemals wirklich einfach für sie war. Allein die Frage, ob sie sich als »israelische Araber« oder »Palästinenser mit israelischer Staatsangehörigkeit« definieren, ist politisch brisant. Die Selbstbezeichnung als Palästinenser wird mit der Unterstützung des Feindes assoziiert. Obwohl sie israelische Bürger sind, leben Palästinenser in Israel nach der Staatsgründung fast zwei Jahrzehnte unter Militärverwaltung. Und sie erleben bis heute strukturelle Diskriminierung.

In meiner Jugendzeit las ich den satirischen Roman »The Pessoptimist« des palästinensischen Autors Emil Habibi. Eine Wortschöpfung aus der Kombination von Pessimist und Optimist. Said, die Hauptfigur des Romans, will alles richtig machen, prallt aber immer wieder auf den Widerspruch zwischen seiner palästinensischen Identität und der Lebensrealität in einem Staat, der sich als jüdisch definiert.

Manchmal, glaube ich, erkenne ich auch bei meinem Freund Mohammad Darawshe so einen Pessoptimismus. Er gehört zu einer der bekanntesten palästinensischen Familien in Israel: Sein Onkel Abdulwahab Darawshe war in den Achtzigern und Neunzigern der wichtigste Vertreter der ara-



bischen Minderheit in der Knesset. Mohammad aber wollte keine politische Karriere. Seine Leidenschaft galt immer der Begegnung zwischen Juden und Palästinensern. In den vergangenen zwanzig Jahren ging er ihr als Leiter des jüdisch-arabischen Begegnungszentrums in Givat Haviva nach.

Ich fahre in den Norden nach Iksal, um Mohammad zu besuchen. Ich freue mich, den alten Freund wiederzusehen, bin aber auch angespannt. Mohammad trauert um seinen Cousin Awad, der von der Hamas beim Supernova-Festival erschossen wurde. Dort hatte Awad als Sanitäter gearbeitet. Ich frage mich, wie es sich für Mohammad anfühlt, dass sein Cousin ausgerechnet von seinen Glaubensbrüdern ermordet wurde.

Es ist Freitagnachmittag, Mohammad ist gerade zurück vom Freitagsgebet. Wir sitzen in seinem Garten im Schatten und trinken arabischen Kaffee mit Kardamom, als er über Awad spricht, den jungen Mann, der nur Leben habe retten wollen. Egal, welcher Religion oder Nation. Als er die Verwundeten behandelte, trafen ihn zwei Schüsse der Terroristen. Ein tragisches Beispiel für das Zusammenleben von Juden und Palästinensern jenseits der gängigen Feindbilder.

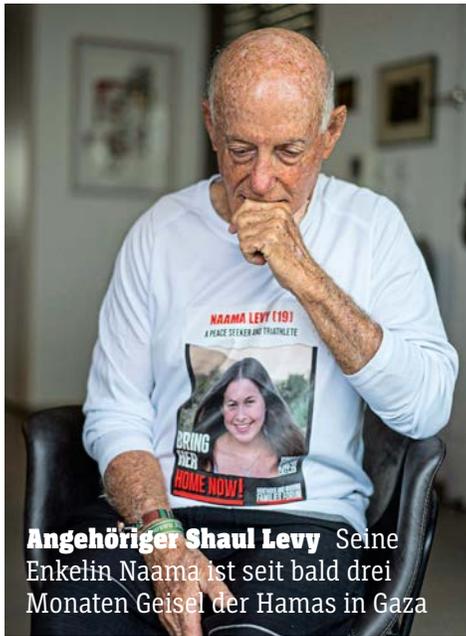
In der Predigt zum Freitagsgebet ging es um den Krieg, erzählt Mohammad. Der Imam griff auf die Geschichte des Friedensabkommens von al-Hudaibija aus dem Koran zurück. Der Erzählung nach habe der Prophet Mohammed mit seinen Erzfeinden, den Bewohnern von Mekka, ein zehnjähriges Friedensabkommen abgeschlossen. Für den Imam stehe die Geschichte für die Möglichkeit, dass zwei verfeindete Völker eine politische Zwischenlösung finden können. »Auch wenn es nur zehn Jahre waren, es rettete Leben! Wir brauchen eine gewisse Übergangszeit, in der beide Seiten guten Willen zeigen!«

So wie die Hamas Koranverse heranzieht, um Hass und Gewalt zu rechtfertigen, schöpft Mohammad aus dem gleichen Buch seine Hoffnung auf Frieden. Er ist Pessoptimist, nicht naiv: »Wenn die Besatzung nicht beendet wird, wird es noch viele weitere 7. Oktober geben.«

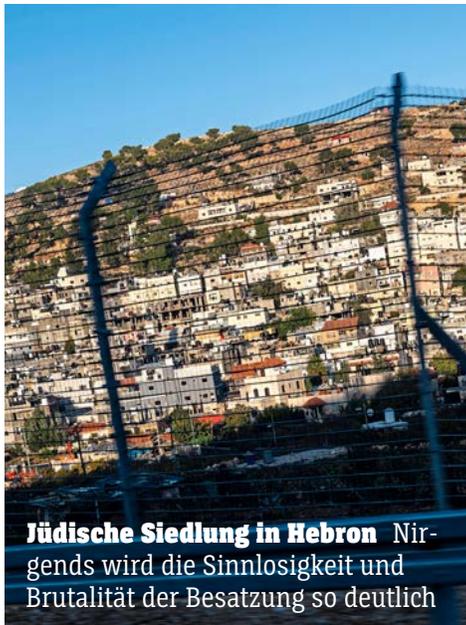
Wir trinken den Kardamom-Kaffee aus den kleinen Porzellantassen und diskutieren über die Position der israelischen Palästinenser zum Krieg. Über die Aufforderung der Hamas-Führung an alle Palästinenser, sich gegen Israel zu stellen. »Wir lassen uns auf keine Seite zwingen«, betont Mohammad. »Auch wenn jüdische Ultranationalisten immer wieder versuchen, uns zu provozieren.«

Als ich Iksal verlasse, sehe ich in der Abenddämmerung ein großes Schild mit dem Foto von Awad am Dorfausgang. Awad wird als Märtyrer gesehen, nicht nur in den Augen seiner Familie, sondern im ganzen Dorf. Ein muslimischer Märtyrer, der sein Leben opfer- te, um junge Juden zu retten. Wie makaber, dass auch diejenigen, die ihn ermordet haben, nun womöglich als Märtyrer gefeiert werden.

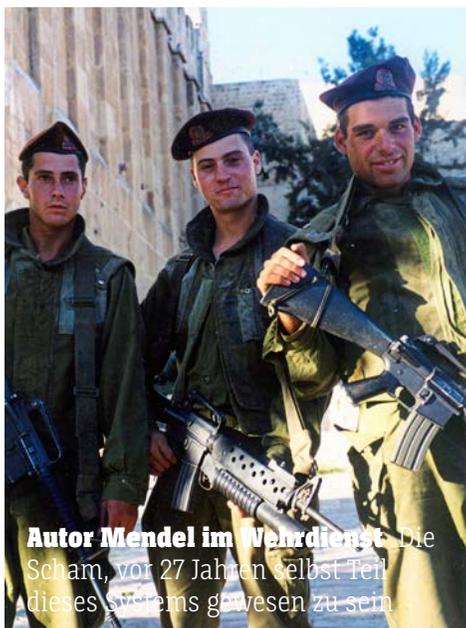
Auf dem Rückweg nehme ich die Straße



Angehöriger Shaul Levy Seine Enkelin Naama ist seit bald drei Monaten Geisel der Hamas in Gaza



Jüdische Siedlung in Hebron Nirgendwo wird die Sinnlosigkeit und Brutalität der Besatzung so deutlich



Autor Mendel im Wehrdienst Die Scham, vor 27 Jahren selbst Teil dieses Systems gewesen zu sein

Nummer sechs nach Süden, entlang der Grenze von 1967, und sehe auf der anderen Seite palästinensische Dörfer im Westjordanland. Dazwischen sind jüdische Siedlungen, deutlich erkennbar durch ihre roten Dächer. Spontan entscheide ich mich, jene Stadt im Westjordanland zu besuchen, in der ich als junger Soldat vor 27 Jahren stationiert war.

Es war sicherlich kein Zufall, dass ich seit meiner Entlassung aus der Armee die Stadt Hebron gemieden habe. An keinem anderen Ort kommt die Sinnlosigkeit und Brutalität der Besatzung so deutlich ans Tageslicht wie hier. Nirgendwo sind die Siedler so fundamentalistisch wie hier. Nirgendwo siedeln sie so inmitten der palästinensischen Bevölkerung wie hier.

Während meines Wehrdiensts wurde mir klar, dass es in Hebron eigentlich die palästinensischen Zivilisten sind, die militärischen Schutz benötigen – und zwar vor der Gewalt jüdischer Siedler. Besonders erschreckend war für mich damals, dass die Siedlerjugend von ihren Eltern ermutigt wurde, arabische Passanten mit Müll, Steinen und Urinbeutel zu bewerfen. Nun bin ich also wieder in Hebron. Als ich versuche, die Altstadt zu betreten, wo die jüdischen Siedler leben, ist die Veränderung nicht zu übersehen. Das gesamte Gebiet ist streng abgeriegelt. Mitten durch die Stadt wurden Betonmauern, Stacheldraht und Wachtürme gezogen. Ohne Genehmigung darf ich nicht rein. Nicht nur ich muss draußen bleiben, sondern auch die palästinensischen Bewohner. Am Samstag müssen sie ihren Wohnungen fernbleiben.

Seit dem 7. Oktober dürfen sie nur an drei Wochentagen legal zu ihrem eigenen Haus gehen. An den anderen Tagen müssen sie über die Dächer heimlich den Weg zu ihren Häusern suchen. Ich merke, wie die Wut in mir hochsteigt, ich schäme mich für die Soldaten, die solche Ungerechtigkeit aufrechterhalten. Ich schäme mich, dass ich vor 27 Jahren Teil dieses System war.

Mein Israel

Es ist jetzt einige Wochen her, seit ich wieder zurück in Frankfurt bin. So sehr hat mich die Situation in Israel mitgenommen, dass ich noch immer einen Schmerz verspüre, wieder fern von meiner verletzten Heimat zu sein. Als ob dort noch ein Teil von mir wäre.

Es vergeht kein Tag, an dem ich nicht an Shaul denke – und an seine Zuversicht, dass Israel wieder auf den richtigen Weg zurückfindet. Ich denke an Mohammad, für den der Weg des Friedens Teil seiner religiösen Überzeugung ist.

Und ich denke an Avital, die jeden Tag daran arbeitet, dass ihre Schüler weiterhin das Privileg genießen können, nicht hassen zu müssen. Besonders denke ich an ihre Abschiedsworte: »Der eisige Winter ist vor einem Jahr ausgebrochen. Auch wenn sein Ende noch nicht absehbar ist, es wird kommen.«